

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Hann.

Eine fränkische Geschichte von Kuni Tremel-Eggert.

Sonntag ist's! Sonntagnachmittag! Aber nicht für die Bauern, jetzt, in der Ernte und bei solchem Wetter!

Laut rasseln die leeren Wagen über das holperige Pflaster und durchs Fenster kommt mit einem warmen Luftzug der unangenehme Geruch des Bremsenöls, mit dem der Bauer seine Ochsenhacken kreuz und quer beschmiert hat, so daß sie aussehen wie Landarten mit schwarzgezeichneten Flüssen.

Die paar Hühner, die man sonst wohl auf der Gasse sieht, haben sich vor der Hitze irgendwo in eine kühle Ecke gedrückt.

Ich gehe ins Zimmer zurück; hier ist es leidlich kühl, und mache mich daran, Briefschaften zu erledigen.

Eine Stunde mag so verstrichen sein, da hörte ich von einem vorübergehenden Jungen den Satz: „Sie haben ihn, sie haben ihn eben gesund'n!“

Sofort sehe ich ihn vor mir, den Hann, und nun läßt es mir keine Ruhe, ich muß von ihm schreiben und wenn es nur ein kleines Blättchen wird.

Ich meine, ich bin es ihm schuldig, ihn nicht untergehen zu lassen unter den vielen, zu denen er — nicht gehörte. Er war einer unter den vielen, und er wollte nichts anderes sein, und eben weil er nichts anderes sein wollte, darum war er so ganz anders als die anderen.

Er war noch sehr jung, noch nicht achtzehn, und ging doch immer so einsam für sich herum, wie ein Leidgetroffener oder ein Uebersatter.

Er war aber keiner von diesen.

Früh schon mußte er seinen alten Eltern Stütze und Ernährer werden; er hatte nicht Zeit, erst zu lernen, jahrelang in die Lehre zu gehen, er mußte gleich, sofort Geld verdienen. So ging er in die Fabrik.

Nie und niemandem fiel er auf. Er ging nach dem grellen Pfiff der Dampfpfeife so schnell wie die anderen aus dem großen Tor heim, zum Essen, und beim nächsten Pfiff, eine Stunde später, ging er wieder durchs große Tor hinein, in den großen särmwollen Saal, in dem die Maschine stand, die er bediente.

Tageaus, tagein — jahraus, jahrein — äußerlich selbst nichts anderes als eine Maschine.

Einmal, er ging sonst oft an mir vorbei, ohne daß ich mir etwas dachte, sah ich ihn nach — es ist noch nicht allzulange her. Mit seinem breiten Rücken sah er von hinten nicht nach achtehn, eher nach vierzig Jahren aus. Sein Gesicht war schmal und hatte Zimmerfarbe. Die Nase war schmalrüdig, gebogen und die Oberlippe bedeckte ein leichter, dunkler Flaum. Schön waren seine Augen, tiefdunkelbraun und voller Glanz.

Ein paar Tage später begegnete er mir wieder, er kam eben von einem Spaziergang, und der schöne Abend hatte den sonst so Stillen gesprächig gemacht. Wir kamen in's Plaudern und wir kamen auf Bücher. Da bot ich ihm von den meinen zum Lesen an, was ihn sichtlich freute.

Am anderen Mittag schon kam er, sie zu holen.

Ich gab ihm zwei Ullstein-Bücher, einen Rosegger und „Uli, der Knecht“. Acht Tage später brachte er sie wieder. Ich war neugierig auf sein Urteil und fragte ihn: „Nun, Hann, welches Buch hat dir am besten gefallen?“

Da lehnte er sich an die Türfüllung, kreuzte die Füße, legte den Kopf seitlich und sah nach der Decke, dabei schaukelte er hin und her.

„Die Ullstein-Dinger“, sagte er nach kurzem Besinnen, „mog ich net. Lauter Große sind do drinn. Groß, Baron, Fabrikanten, Gutsbesitzer, Leutnant und Frauenzimmer, wu ihra Männer ausschmieren, andere mögn und lauter Dummheiten machn, weil sie nig weiter zu tun hom. Und sowas schreibt aner auf, weil a nig weiter zu tun hat, statt daß er sich schämt, daß die anderen Leut von seiner Faulheit erföhren. Ich,“ er schüttelt den Kopf, „mog solches Zeug net gern lesen.“ Er macht eine Pause.

Da fragte ich: „Na, und der Baldauernhub?“

„Der is mir a alter Bekannter, 'n Rosegger sei Zeug kenn ich alles und les ich allemol wieder gern. Aber „Uli“, der hot mir gfalln! Des is was! Do is des richtige Leben drinn, so wies is, mit all seim Schwindelzeug, und mit 'n Uli, der wo so is, wie Menschen sein sollen und net sein. Und eins-is schön, daß die Lieb net so tab is drinn, die Narretei is nig, kümmt nig Gscheids dabei raus und hot lan Bestand.“

Er schaukelte noch immer langsam hin und her, dann sagt er sinnend: „Wenn ich schreiben tät, nig anders wie so. So wie es Lebn is. Von die klan Leut schreibt seltn aner, die müßn arbeiten, daß sie ihr Maul fortbringen, die haben die Zeit net dazu und verstehn a net, so kümmt höchstens emol a Großer, der von die Kleinen schreibt, und des is grad, wie wenn a Fisch von Fliegern erzählt und a Berchn von Schwimma. Nein, Prügel muß man selber gekriegt haben, dann kann man erzählen, wies geschmeckt hot.“

„Da hast du recht, Hann, und siehst du, es ist eines meiner liebsten Bücher.“

„No ja, mir hots gfalln, ober mei Liebfts sind halt Reisebeschreibungen, und am allerliebsten hob ich die von der Türkei. Der Orient intressiert mich am meistn, bin neugierig, wos jetzt noch 'n Krieg do drunt alles werd. Amerika und alles, wo Industrie hat und so a Gejog, das zieht mich net an, aber die Türkei, die möcht ich kenna lern.“

„Konstantinopel? Den Bosphorus?“

„Ach,“ sagt er wegwerfend, „Konstantinopel is bei mir ta Türkei! Persien, dort nunter möcht ich. Man liest ja oft, daß sie Reisebegleiter mitnehma, oder Diener, das wär mei Fall. Ich wollt nig wie mein wenig Eßn und mein Fohrgeld. Ich könnt jeden führen, do hintn kenn ich mich aus, kenn ich jedes Rest, wo auf der Kartn is und das Klima und die Eigenschaftn von Land und seina Bewohner.“

Dabei zieht er einen Pack zerlesener Landarten aus seiner inneren Toppentasche, sucht darunter und breitet dann einige Karten auf den Tisch. In einigen Minuten hat er mir fünf, sechs Reise-routen erklärt und ich muß immer wieder staunen, mit welcher Sicherheit er Fluß und Städtenamen ausspricht, als lägen sie für ihn, wie seine Heimat, rechts und links des Mains.

Ich gebe meinem Erstaunen Ausdruck, da sagt er leicht hin und fährt dabei mit der schwieligen Rechten im Halbkreis über die Karten: „Des is mer bald bekanner wie Bayern.“

„Wo hast du denn die guten Karten her?“

„No, die sind doch überall ausghriem, laß ich mir sie halt schiden und nach 'n Maßstab rech'n ich mer nachher die Kilometer und Wege aus und die Beschaffenheit vom Land.“

Lange höre ich ihm noch zu und sehe mit Staunen, wie sich das junge, noch mit dem Ausdruck ringende Gesicht verschönt, unter dem glücklichen Glanz der dunkelbraunen Augen.

Darauf legt er die Karten sorgfältig zusammen und schiebt sie in die Tasche zurück, dann sagt er sinnend, langsam, resigniert: „Ja“, (Pause) „Türkei, Persien, Indien — ich mach Rejsn — im Tram und — mit 'm Zeigefinger über die Landarten, wenn ich draußn im Wald am Sonntag unter an kühlen Baum sieg — morgens früh um sieben, wenn's pfeift, geht mei Reis wieder an, in die Fabrik und meine Maschin is die Lokomotiv, die zieht mich durchs ganze Jahr. Das einzige sind die Bücher! Aber immer mag ich halt a net lesen, nocher lauf ich, ich kenn in Umkreis von acht bis zehn Stund jeds Dorf, jedn Bald und jedn Weiler.“

„Du bist doch noch so jung, Hann, da weiß man nicht, ob du nicht doch noch dahin komst, wo du so sehr wünscht zu sein, es ist doch leicht möglich — —“

„Möglich, möglich,“ fällt er mir ins Wort, „im Leben, wenn was möglich is, is nig Gscheids, und dies wär was Gscheids, drum ist es net möglich! So is. Und wer a armer Teufel is, der bleibt einer, bis er stirbt.“

„Na, bis dahin hast du noch weit,“ sagte ich lachend.

Da lacht auch er und nimmt dabei seinen Hut: „No ja, wolln

mal sehen, vielleicht kommt ich doch amos noch da runter," — und indem er das sagt, zieht er mit einem Gesicht voll Zweifel und Selbstspott die Stirne traus und dabei glänzen ihm die Augen hell.

"Dann schreib ich dir a Ansichtskarten", lacht er.

"Wer weiß, Hann, wie bald das schon ist." — Nach einer Weile sage ich: "Willst dir kein Buch mehr mitnehmen?"

Er zaudert, besinnt sich, dann sagt er: "A keines höchstens, jeht, wo es so schön in der Welt is, geh ich meine paar freien Stundn lieber raus." Und dann schiebt er das Büchlein zu den Landkarten und geht.

Seitdem war er nicht mehr bei mir — es mag vierzehn Tage her sein. Und heute nun — heute sagen sie mir, er sei ertrunken, im Main, beim Baden.

Wie weh das tut, zu denken, er ist nicht mehr.

Was war er? Wer war er? Ein Fabrikarbeiter. Eine Null unter den Millionen.

Was war er? O, viel war er, sehr viel, und in so jungen Jahren schon — er war ein Mensch. Nicht einer von den vielen, nein, denn er hatte eine Welt, eine Welt der Ideen, der Träume, eine Welt des Glücks, und die trug er mit sich. Aber nicht in seiner inneren Toppentasche, sondern in seinem sehnsuchtsvollen Jungenherzen, dessen Sehnsucht nun aufgehört hat zu eilen nach den Bändern des Orients.

Ich meine, die Idee ist viel, sehr viel, wenn nicht alles im Leben, und darum trauere ich um den Jungen, dessen Idee lebte, erstarrte, sein Leben füllte und ihn beglückte. Er wußte es ja gar nicht, wie glücklich er war mit seiner ungestillten Sehnsucht, der dumme Junge. Mit dieser Sehnsucht, die lebte und wuchs, trotz nächtlichem Altag und lärmender Maschinen.

Und nun ist er nicht mehr und so viel ist mit ihm gestorben, nicht nur das arme Leben eines Fabrikarbeiters.

Warum?

Von Paul Glaserapp.

Wir saßen beieinander und unterhielten uns über die Rätsel menschlicher Wesensart und jeder von uns mußte ein Beispiel aus seinem Leben erzählen:

Ich weiß es noch ganz genau, wie eines Tages unser Lehrer in die Klasse trat und uns sagte, daß unser Schulkamerad Georg in der Nacht gestorben sei. Wir kannten ihn als einen stillen, freundlichen Jungen. Ein ganzes Jahr hatte er sich daneben gelegen draußen in einem Häuschen der Vorstadt, und nun war er gestorben. Hellmut, reicher Leute Kind, der neben mir saß, war ihm herzlich zugetan, und es gab kaum einen Tag, an dem er ihn nicht besucht hatte. Als der Lehrer den Tod Georgs bekanntgegeben hatte, ließ Hellmut mich an, verzog das Gesicht frähenhaft wie zum Weinen und lachte dann hinter den vorgehaltenen Händen.

Früh war der Liebling des Apothekers in meiner Heimatstadt. Das galt als eine Auszeichnung, um die er viel beneidet wurde; denn der Apotheker war ein kunstliebender, alter Herr und verstand mehr als Arzneien herzustellen. Früh wurde wie der Sohn des Hauses gehalten, hatte Anteil an den uns so geheimnisvoll dünnenden Kenntnissen des Alten, durfte mit dabei sein, wenn er mit dem Kantor und einem kunstliebenden Kaufmann in seinem Hause musizierte und war bereichernder Gast des großen Obstgartens. Eines Abends spielten wir beide zusammen. Er überredete mich, mit ihm über die Mauer in des Apothekers Garten zu steigen. In einiger Entfernung vom Hause blieben wir hinter Büschen versteckt stehen. Er zog eine Schleuder und glatte Kieselsteine aus der Tasche und schob durch eine Lücke im Gesträuch eine der Fensterpfosten des Hauses seines Wohltäters in Trümmer, und ich sah, wie eine teuflische Freude in seinen Augen aufleuchtete.

Ich habe einen Großindustriellen gekannt, dem zahlreiche Werke im An- und Lustlande gehörten. Ich habe niemals erlebt, daß er einen einmal gefassten Standpunkt aufgegeben hätte, auch wenn er ihn als falsch erkannt hätte. Diese Starrheit gab ihm den Bewußtsein der Härte und Unbegrifflichkeit, und alle fürchteten, keiner liebte ihn. Er besaß nur ein Kind, einen Jungen, der damals fünf oder sechs Jahre alt sein mochte. Wenn der Vater nach Hause kam und Eduard, so hieß der Knabe, zu ihm sagte: "Wir wollen jetzt spielen!", so kam er diesem Wunsche seines Sohnes ohne Säumen nach. Direktoren und ausländische Geschäftsfreunde mußten warten, wenn Eduard es so wollte. Es ist Tatsache, daß der Vater auf allen Bieren durch das Zimmer kroch und daß Eduard auf ihm ritt und dabei mit der Peitsche knallte und auch zuschlug.

Von einem scheuen, unzugänglichen Menschen will ich erzählen. Wir teilten in der Kriegszeit dieselbe Stube in einem Heimat-lazarett. Eines Tages flogen wir zu den Bergen hinauf, um die Aussicht zu genießen. Unterwegs bückte er sich nach einem Schmetterling, der eben ausgeflogen war und nun matt und unbefohlen mitten auf dem Wege saß. Er hob ihn behutsam auf, betrachtete ihn mit andachtsvoller Reugier von allen Seiten und setzte ihn dann, ohne ein Wort zu verlieren, in das Gebüsch. — Einige Jahre darauf hörte ich, daß gegen ihn die Anklage erhoben worden war, einen Arbeitsgenossen erschlagen zu haben. Aus Mangel an Beweisen war er freigesprochen worden. Mit einem höhnischen Aufsatzen hatte er den Richterspruch vernommen. Seine Mutter lebte noch. Sie schrieb an ihn, er solle zu ihr kommen. Er wußte, was sie von ihm wollte und konnte doch nicht anders, er mußte zu ihr fahren. Sie saß

im Bohnstuhl, als er grüßend zu ihr ins Zimmer trat. "Da, seß dich!" sagte sie und sah ihn forschend an. "Sag, hast du's getan?" fragte sie ihn und ließ ihn nicht los mit ihren Blicken. Er setzte sich innerlich zur Wehr gegen die Gewalt des Mutterwortes, bäumte sich auf, stierte sie an, schwieg. Wie zugeschnürt war seine Kehle. Her-mann! rief sie befehlend, "hast du's getan?" "Ja!" stieß er hervor und sank in sich zusammen. Sie drang in ihn, sich dem Gericht zu stellen. Er sagte: "Mutter, das tue ich nicht! Du bist mehr als der Richter!" "Junge!" schrie sie auf und schüttelte abnehmend den Kopf. Ob sie wohl daran dachte, daß sein Vater ein abwegiger Mensch gewesen und an den Irrtümern seines Lebens zerbrochen war? "Warum hast du's getan?" fragte sie ihn. "Ach, Mutter, in mir war solche Wut, als er mich lächerlich machte und stießte, als die anderen dabei waren. Da hab ich ihn mir gegriffen als wir beide allein waren und da war's aus mit ihm," entgegnete er. Als er dann von ihr ging, wußte sie daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Er trug die Dummheit seines Gemüts und den Zwiespalt seiner Seele in die Fremde.

Es sind Kleinigkeiten, die ich anführen möchte, nichts Außergewöhnliches. Man denkt leider nur zu oft an ihnen vorbei. Wir hören sabel, zweideutige Wiße mit an, ohne uns zu wehren, verleumderischen Klatsch, ohne ein Wort der Verteidigung für den Angegriffenen, der zumeist nicht anwesend ist, zu finden. Wie ist das möglich? Feigheit! Aber warum sind wir feige? — Warum verstumme ich urplötzlich mitten in einer lustigen Gesellschaft und denke an den Tod? — Wie erklären Sie folgendes?: "Ich komme tiefinnerlich bewegt aus der neunten Sinfonie von Beethoven, stehe einen Augenblick an der Straßenecke, um den Straßenbaum zu überqueren, vernehme die lustigen aufreißenden Klänge der Musik des nahen Cafés und sitze bald darauf mitten im Trubel."

Wir sind mit Erklärungen sehr schnell bei der Hand und doch vermögen wir die Antwort auf das Warum nicht zu geben. Was wissen wir denn von uns selbst? Was von unseren Mitmenschen? Wenn Eltern und Erzieher behaupten, ihre Kinder reiflos zu verstehen und zu kennen, so irren sie. Wir müssen uns verpflichtet fühlen, zu versuchen, der Eigenart jedes Menschen gerecht zu werden. In jeder Wesensart unserer Mitmenschen ein geheimnisvolles Wunder zu sehen, das ist ein Weg zu der eigenen seelischen Aufwärtsentwicklung. Das ist allerdings nicht Sache des kalten Verstandes, sondern verlangt ein Mitfühlen, ein Miterleben, ein Erfassen des ganzen Menschen.

Aus der Zeit der Negerklaverei.

Von H. Budzislawski.

Im Tagebuch des amerikanischen Quäters John Woolman (übersetzt von Alfons Baquet, Quäkerverlag, Berlin W. 8) lesen wir, wie im 18. Jahrhundert bereits die Mitglieder der "Gesellschaft der Freunde", von wahrer Menschenliebe befeuert, von den Grundsätzen der christlichen Religion aus zu pazifistischen Idealen gelangten. Anders als die Geistlichen unserer Tage, waren sie "vollkommen überzeugt, daß alle Einrichtungen, die mit dem Kriegsführen zusammenhängen, mit der reinen christlichen Religion nichts zu tun haben. Interessant ist aber, daß darüber hinaus bei einigen von ihnen ein passiver Widerstand gegen alle Regierungsmaßnahmen geübt wurde, die diesem Friedensideal und also dem religiösen Gewissen zuwiderstießen. Ein Teil der Quäker weigerte sich, Kriegssteuern zu bezahlen, und kürzte die behördlichen Steuerbeträge um den Betrag, der laut Budget für Kriegszwecke ausgeworfen wurde. Bei Aushebungen weigerten sich die Quäker, Militärdienst zu tun, und sonderbarerweise wurden sie von den amerikanischen Rüstungs-offizieren sehr schonend behandelt, da diese viel Verständnis für die Gewissensnöte der Quäker aufbrachten. Dies geschah zur selben Zeit, als die friederizianischen Offiziere wenig skrupellos mit den preussischen Untertanen umgingen. Allerdings war Preußen ein bewährter Kultur- und Ordnungsstaat, Amerika dagegen Kolonialland.

Aber auch in Amerika herrschte keine lautere Humanität, und mancher Prolet stöhnte über die gottgewollte Ordnung der Dinge. Amerika war damals noch das Land der Negerklaverei, und das Leben Woolmans war in der Hauptache der Agitation für die Negerbefreiung gewidmet. Da ist es nun interessant zu sehen, daß die persönlich hochachtbaren Quäker doch sehr viel schneller den Gegensatz zwischen dem Bezahlen der sowieso unbequemen Kriegssteuern und dem lebensgefährlichen Soldatenspielen begriffen, als sie einsehen wollten, daß die so angenehme Einrichtung der Negerklaverei gegen ein göttliches Gebot verstöße.

Woolman erzählt von Versammlungen, in denen er die merkwürdigsten Rechtfertigungen des Sklavenwesens hören mußte. Ein guter Theologe hatte herausgefunden, daß die schwarze Haut eben jenes entwürdigende Zeichen sei, mit dem Gott den Brudermörder Kain bestraft habe. Die Neger als Nachkommen dieses Kain seien gar nichts Besseres wert, als eben verflucht zu werden. Daß eine solche Rechtfertigung der Sklaverei einmal versucht wurde, erscheint heute absurd. Wir können nicht mehr mit dem Ernst eines Woolman auf solches Geseß eingehen, der darauf erwidert, nach der heiligen Schrift könne Kain keine Nachkommen haben, denn nur Noah und seine Kinder hätten die Sintflut überlebt. Und trotzdem: in anderer Form wird diese theologische Begründung der herrschenden Ungerechtigkeit und Ausbeutung auch heute noch gegeben. Es sind eben gottgewollte Abhängigkeiten. Gott weiß, warum er die Arbeiter straft. Und auch rationalistisch ergißt diese Theorie, nach der die Tüchtigen zur Zeit des beginnenden Kapitalismus (und auch heute noch) sich zu Bürgern aufschwingen, die Arbeiter als die Nach-

kommen von Unmündigen und nach der falsch verstandenen Vererbungslehre ebenfalls Trottel seien.

Ein anderes Mal erwiderte ein Offizier dem menschenfreundlichen Woolman, in Afrika gehe es den Negern noch viel schlechter, sie sollten zufrieden sein, daß sie in Ruhe in Amerika ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Wir kennen diese Lehre, in der immer wiederholt wird, daß nur der kapitalistische Unternehmer die Wirtschaft so weit gefördert habe, daß nunmehr die Lebenshaltung der breiten Massen weit über dem Niveau der Hottentotten stehe. Es erscheint naiv, wenn Woolman ernsthaft Gründe vorbringt, die die Argumente der Skavenhalter widerlegen. Wer kann da schwanken, welches Los besser sei: gut gepflegter Löwe im Zoo oder hungrig auf Antilopenjagd in der Sahara, stolzer, ungebrochener Neger in Afrika oder gepeinigter, miserabel ernährter, in allerpersönlichsten Dingen unfreier Zuckrohrarbeiter in Amerika, freier, gleichberechtigter Arbeiter in sozialistischer Gemeinschaft oder moderner Lohnknecht der väterlich für das Heil ihrer Arbeiter besorgten Schwerindustrie!

Weinende und singende Bäume.

Von Otto Promber.

Wie der liebe Herrgott unter den Menschen so manchen Sonderling hat wachsen lassen, so gibt es auch Sonderlinge unter den Bäumen. Wer aufmerksam die Berichte der Weltreisenden durchblättert, wird da und dort Baumgewächse beschreiben finden, die in ihrer Eigenart helles Staunen erregen können.

Ein eigentümliches Gewächs ist der „weinende Baum“ (*Caesalpinia pluviosa*). Er gehört zur Familie der Vorbeeren, ähnelt in der Gestalt unserer Kastanie und kommt auf den Karaischen Inseln vor. Aus seinem Laube tropft es unaufhörlich. Die Wurzeln des Baumsunderlings haben die Eigentümlichkeit, mehr Wasser aus dem Boden aufzusaugen, als der Baum braucht. Das überflüssige Wasser wird durch die Poren der Blätter wieder ausgeschieden, sammelt sich zu Tropfen und fällt als Regen nieder.

Bei dieser Gelegenheit sei einer „Lachpflanze“ gedacht. Diese ergötzt nun zwar nicht den weinenden Baum, indem sie etwa lachende Töne ausstößt. Doch sie macht andere Lebewesen lachen. Die in Südarabien vorkommende Lachpflanze ist ein kräftig wachsender Strauch, aus dessen leuchtend gelben Blumen sich später weich beharzte Beeren entwickeln. Jede Beere enthält zwei bis drei schwarze, unangenehm riechende Körner von der Größe einer Bohne. Diese Körner, die etwas süßlich schmecken, bringen auf den Menschen eine Wirkung hervor, die der des Lachgases ähnelt. Der Betreffende muß lachen, immer wieder lachen. Er springt und tanzt vor Vergnügen umher und ist ganz ausgelassen, um nach ungefähr einer Stunde schlaf und matt zu werden. Zuletzt versinkt er in stundenlangen, tiefen Schlaf.

Der „Baum der Reisenden“ auf Madagaskar hat keine Zweige. Die sich fächerartig ausbreitenden Blätter wachsen vom Stamm aus, und im Grund eines jeden Blattes befindet sich eine Art Behälter, in dem etwa ein halber Liter Süßwasser zu finden ist. Da die Blätter 6–8 Fuß lang und 4–6 Fuß breit sind, ist diese Wassermenge, die ein anderes Blatt abbrechen würde, erklärlich. Die Bäume sind jedoch schwer zu erklimmen. Um nun das Wasser zu erhalten, werfen die Eingeborenen den Speer nach eben der Stelle der Blätter, die das Wasser enthält. rasch wird dann ein Gefäß daruntergehalten und das kostbare Raß aufgefangen.

Von einem „feuerficheren Baum“, der bei den Eingeborenen „Chaparro“ heißt, weiß man in den Savannen Südamerikas zu berichten. Dieser Baum ist durch eine fast 12 Millimeter starke Rinde geschützt, die die Eigentümlichkeit hat, im Feuer abwehrende Luftschichten zu bilden und so die Blüt nicht ans Holz gelangen zu lassen. Der bis zu 6 Meter hohe wachsende Baum wird nie stärker als 30 Zentimeter. Der Samen ist eiförmig, glatt und mit einer Art von Haufflügel versehen, so daß beim Feuer die heiße aufsteigende Luftwelle diesen geflügelten Samen mit emporreißt. Feuersturm kann also diesen Baum nicht vernichten — wohl aber vermehren.

Ein sehr eigentümlicher Baum ist zweifellos auch der „Zwirn- und Nadelbaum“ (*Tentzania mucadida*), eine große, kaktusartige Pflanze, die in den Ebenen Neu-Mexikos massenhaft vorkommt. An den Rändern der fleischigen Blätter dieses Gewächses befinden sich lange, spitze Dorne. Zieht man einen solchen vorsichtig heraus, so zieht man einen langen Faden mit hervor, der, wenn er während des Ziehens gedreht wird, eine Festigkeit wie sechsach gedrehter Zwirn besitzt. Die Natur hat hier also gleich für Nähfadeln mit daran befestigtem Nähfaden gesorgt!

Ein höchst unangenehmer Sonderling unter den Bäumen ist der im nördlichen Australien vorkommende „Brennseelbaum“. Wer einen Zweig von ihm abbricht oder des Baumes Blätter nur flüchtig berührt, zuckt zusammen, als ob er in einen Büschel Brennseelgras gegriffen hätte. Nur ist das Nesselfest der feinen Härchen, die sich an beiden Seiten der feinen Blätter befinden, noch schärfer und ruft sehr schmerzhaft Entzündungen der Haut hervor. Besonders gefährlich scheint das Unterholz des Baumes zu sein. Die Pferde, die es berührt haben, werden wir rasend, wälzen sich auf dem Boden und sind tagelang zum Reiten unbrauchbar.

Da nimmt es der Reisende lieber noch mit dem „Baum der undurchdringlichen Dickichte“ auf. Ein sonderbarer Kauz unter den Bäumen! Zahllose Luftwurzeln hängen von diesem Baume nieder, setzen sich in der Erde fest, schlagen aus und lassen je einen neuen Baumtrieb entstehen. So wird das ganze Land bald ein undurchdringliches, nebartig verstricktes Wirrwarr, das sich nur

umgehen, nicht durchschreiten läßt. Ein einziges solches Baumdickicht umfaßt zuweilen mehrere Morgen Land. Dieser eigentümliche Vertreter der Pflanzenwelt ist in Neu-Guinea heimisch.

Schließlich läßt sich auch über „Singende Bäume“ berichten. Eine solche Baumart kommt in Rubien vor und heißt Tsosar. Kleine Insekten bohren sich in die Zweige und Nester dieses Baumes, der dann beim Wehen des Windes sein zu singen und zu pfeifen anhebt. Je mehr der Baum durchlöchert ist, um so deutlicher sind die dadurch hervorgerufenen Töne zu vernehmen. So ist der Tsosar eine Art lebender Aeolsharfe. Die Eingeborenen aber erzählen sich, daß sich in dem Singen der Bäume die Geister der Toten vernehmbar machen. Ähnlich tönt das feine, verträumte Klingen bei den in Australien vorkommenden Kasarien. Nur ist hier die Ursache des Klangs eine andere. Diese Bäume mit den trauerweidenähnlich herabhängenden Zweigen haben lange, feine Nadeln, die aus kurzen, gezähnten, ineinander stekenden Scheiden bestehen. Werden diese dünnen Holzzylinder durch ein Lüftchen in Schwingungen versetzt, so hebt ein feines Klingen an, das aus weiter Ferne zu kommen scheint und zu träumerischem Sinnen anregt.

Vom chinesischen Knigge.

Von Wladimir Krymow.

Es ist nichts weiter als natürlich, daß die gelben Bewohner des Ostens, die Chinesen, die eine andere kulturelle Entwicklung als wir Europäer durchgemacht, auch eine eigene Vorstellung von Höflichkeit haben. Wie die unsrigen, so sind auch die dortigen Umgangsformen seit Jahrtausenden festgelegt, und wie bei uns pflegt auch dort alles gegenseitliche Anstoß und Widerwillen zu erregen. Der Europäer benimmt sich nach Ansicht des Chinesen geradezu empörend!

Er geniert sich z. B. nicht, die älteren Personen durch die Gläser seiner Brille zu betrachten.

„Darf man denn einen Menschen aus nächster Nähe durch ein Opernglas ansehen? Nein...“ Wie können Sie dann durch eine Brille ansehen, ist das nicht daselbe? ...“ meint der wohlgezogene Chineser. Bevor er mit ihnen in ein Gespräch eintritt, nimmt er selbstverständlich seine Brille ab und vernimmt sie sogar in der Tasche.

Uebrigens darf man einen Menschen, wenn man mit ihm spricht, nicht in die Augen sehen, man darf ihn höchstens bis zur Höhe der Brust anblicken. In die Augen sehen und ihren Ausdruck abfangen — das heißt: den Menschen zu untersuchen, in seine Seele hineinzukriechen und seine Taschen zu befehlen! Ein jeder sagt leicht, was er sagen will, und das noch unausgesprochene aus dem Ausdruck der Augen abzulesen, bedeutet in jedem Falle eine große Frechheit!

Der Europäer benimmt sich überhaupt herausfordernd. Er bewegt die Hände und verleiht ihnen alle möglichen, eigenartigen Gestaltungen, wenn er mit einem verehrungswürdigen Menschen spricht. Wenn er sich niederlegt, schlägt er den einen Fuß über den anderen. Die Hände müssen senkrecht zur Erde herunterhängen, und die Füße müssen dicht nebeneinander und geradlinig auf der Erde (oder der Diele) stehen!

Wenn wir auf der Straße gehen, schwingen wir wiederum die Hände, schauen nach den Seiten, bewegen den Blick von einem zufälligen Gegenstand zu dem anderen und sehen uns sogar um. Was kann es Ungezogenes geben! Es ist doch klar, daß die Hände unbeweglich herabhängen müssen, und daß man nur vorwärts, vor sich hin auf die Erde, sehen darf. Mit den Augen die Straßen durchzustöbern ist nicht besser, als wenn man beim Eintritt in ein fremdes Rabinett die Schreibtischfüße durchsucht!

Die europäische Manier des Grüßens ist herausfordernd und beleidigend. Wir lästern einfach den Hut oder bewegen nur eine Hand in der Luft. Die Chinesen, die einander begegnen, machen halt, kriechen aus dem Tragbrett oder der Equipage heraus und dienen mehrere Male tief und ehrfurchtsvoll. Wenn jemand einen hohen Posten bekleidet und allgemein bekannt ist, mußte er nach dieser Regel dauernd heraussteigen und dienen; dem ist dadurch abgeholfen, daß neben ihm zwei Diener mit Fächern herlaufen und ihn bedecken, womit allen Begegnenden dargelegt wird, daß er nicht gesehen werden soll.

Wenn ein Chineser durch ein Feuer geschädigt wird, erhält er am darauffolgenden Tage von seinen Freunden und sogar nur von Bekannten so viele Geschenke, als möglichen Gebrauchsgegenstände und Geld, daß sein Unglück dadurch wesentlich abgeschwächt wird, und daß er zuweilen davon sein Haus wieder aufbauen kann. So verfahren die kultivierten Menschen des Ostens, die die kalten und gefühllosen Bewohner Europas, welche die Rawität besitzen, ihre Kultur höher einzuschätzen, als Sonderlinge ansehen.

Andererseits halten wir das für unanständig, was so natürlich ist, z. B. das Aufstoßen nach einem guten Mittagessen oder das laute Aushusten. Warum darf man niesen und die Nase, aber nicht die Kehle putzen? Das ist ein lächerliches, europäisches Vorurteil. Das Aufstoßen nach einem Mittagessen ist lediglich ein Gruß an den Wirt, der besagt, daß das Mittagessen gut war.

Die Europäer haben jedenfalls nicht den geringsten Grund, über das, was höflich ist, zu disputieren! In Europa sind die Menschen von Natur grob. Wenn in China der Nachtwächter einen Dieb ins Fenster klettern sieht, gibt er ihm höflich den Rat, sein Glück in einem anderen Stadtteil zu versuchen...

(Berechtigte Uebersetzung von Wilhelm Berger.)

Gute Absicht — schlechter Erfolg. Um Schiffbrüchige, die sich auf einsame, unbewohnte Inseln gerettet haben, mit Nahrung zu versorgen, wird mancherlei getan. Einen sehr eigenartigen Versuch hat man in dieser Hinsicht auf der mitten im Indischen Ozean gelegenen Insel Neu-Amsterdam gemacht, indem man Kinder aussetzte, die gelegentlich vorbeifahrenden Schiffen und Schiffbrüchigen Fleisch liefern sollten. Die gute Absicht ist indessen völlig fehlgeschlagen, denn die Kinder, die sich reichlich vermehrt hatten, sind vollständig verwildert. Als am 4. Januar 1899 die unter Leitung von Prof. Chun stehende Tiefsee-Expedition die Insel besuchte, fielen schon von weitem schwarze und rötliche Punkte auf, die sich zu großer Ueberraschung der Expeditionsteilnehmer als Kinder entpuppten. Die Herden wurden von gewaltigen Stieren bewacht. Prof. Chun schreibt über das Erlebnis: „Ein rotbrauner Bulle hatte neben dem Flaggstod Posten gefaßt. Auf einen so respektablen Verteidiger der Triflore gegen germanische Eindringlinge waren wir nun freilich nicht gefaßt. Unsere besten Schützen brannten darauf, den Stier anzugreifen. Der eine Bulle wurde gefaßt, ging zum Angriff über und machte erst auf weitere Schüsse Halt, um dann den gestückelten Rücken nachzuseilen. Ein zweiter Bulle konnte dagegen erlegt werden und lieferte der Expedition nach langer Zeit das erste frische Fleisch — wenn auch versichert werden darf, daß wohl niemals einer Had-maschine durch zäheres Fleisch übler mitgespielt wurde.“ — Den Zweck, Schiffe und Gestrandete mit Fleisch zu versorgen, haben diese Kinderherden völlig verfehlt. Sie verschwinden außerordentlich schnell im Innern der wilden, unwegsamen Bultansinsel, so daß ihnen kein Mensch folgen kann. Die angriffslustigen Stiere sind zudem äußerst gefährlich, so daß waffenlose Schiffbrüchige durch sie in neue Lebensgefahr kommen können. Ausgesetzte Ziegen würden daher diesen Zweck viel besser erfüllen.

Volkspeisungen mit Rumsforderscher Suppe. Die Rumsfordersche Suppe ist am Ende des 18. Jahrhunderts gelegentlich einer Hungersnot in Bayern aufgefunden und auch später dort zu Volkspeisungen öfter verwendet worden. Die Küchen, in denen die Speisungen stattfanden, hießen Rumsfordersuppenanstalten. In Kogebues „Bagenstreich“ sagt der schalkhafte Held zum Hanswurst Hans: Ich lasse dir täglich eine Portion „Rumsfordersche Suppe“ reichen. Damals mußte auch wohl noch jeder, woher der sonderbare Name dieser Suppe kam, während diese Kenntnis heute verblasst ist. Ihr Erfinder war ein Amerikaner namens Benjamin Thompson, der von 1784—1799 in München als bayerischer Staatsrat amtierte hat. Er errichtete außer den Suppenanstalten noch Schulen für Soldatenkinder, Arbeitsstätten für Erwerbslose usw. Wegen seiner Verdienste auf philanthropischem Gebiet ernannte Kurfürst Karl Theodor ihn 1792, und zwar nach dem Namen seines amerikanischen Geburtsortes, zu einem Grafen von Rumford. Seitdem führte die von ihm erfundene billige Volksuppe gleichfalls diesen Namen, unter dem sie bekanntlich noch heute, nach dem Rezept ihres Erfinders bereitet, im Handel ist. Er selbst hat sich um München noch mit der Anlage des Englischen Gartens verdient gemacht, wo man ihm ein Denkmal errichtet hat.

Völkerkunde

Das tanzende Afrika. Trotz aller Tanzlust unserer Jugend ist bei uns der Tanz doch nur eine Ausnahme im alltäglichen Leben, während er bei dem Afrikaner zu den regelmäßigen Beschäftigungen gehört und für ihn eine notwendige Lebensäußerung ist. Dies betont Leo Frobenius im 1. Bande seines bei D. C. Reith in München erscheinenden Werkes „Das sterbende Afrika“, in dem er noch einmal die ganze Herrlichkeit der alt-afrikanischen Kultur in Schilderungen und Abbildungen vorüberziehen läßt. „Bei Vollmond tanzt ganz Afrika.“ Dieses Wort entspricht der Wahrheit, denn der afrikanische Bauer muß tanzen, wenn er gesund ist. „Weißt du, woran wir erkennen, daß ein Kind kräftlich ist und nicht recht aufwachsen wird?“ sagte einmal ein Neger zu Frobenius. „Daran, daß es nicht schreit. Jedes Wesen muß sich bewegen. Der Hund muß springen, die Ziege muß hüpfen, der Vogel muß fliegen. Das Kind muß von Zeit zu Zeit schreien, der Mensch muß von Zeit zu Zeit tanzen, und wenn er das nicht mehr muß, dann ist es nichts Rechtes mehr mit ihm. Dann ist er alt, Jungsein ohne Tanzen, Arbeiten ohne Tanzen, wirkliches Leben ohne Tanzen ist nicht möglich.“ Die abendliche Unterhaltung im afrikanischen Dorf schließt meist mit einem solchen Tanz. Beim Fest bildet der Tanz den Höhepunkt. „Solch ein bauerliches Tanzfest unter den schlichten Afrikanern erleben zu dürfen, ist gleichbedeutend mit einem Bad im Jungbrunnen.“ schreibt Frobenius. „Ich kann nicht glauben, daß irgendwo auf der Erde ein stärkeres und gesünderes, ein tieferes und einheitlicheres Freudengefühl eine Gemeinde von Menschen verbinden kann.“ Trommler und Bläser treten heran. Männer und Frauen kommen aus näheren und ferneren Wohnungen. Ist der Mond noch nicht da, erhellt schnell ein großes Feuer den ganzen Platz. Und dann kann das schöne Erlebnis beginnen. Erst schüchtern. Die Jüngsten beginnen nicht gerne. 25jährige Männer und 23jährige Frauen sind wohl meist die ersten Schwiegenden, Aufspringenden. Aber auch alte Weibsen von 50 und 60 Jahren sah ich der Jugend mit gutem Beispiel vorangehen. Denn die Frauen tanzen hier gern bis an ihr Lebensende, während die Männer später leicht etwas ihrer Würde zu vergeben fürchten. Starke Anreize benötigt es nicht, um auch bald die Scheu der

Jugend zu überwinden und einen ersten Strudel und Wirbel zu stände zu bekommen. Dann aber dröhnt die Erde wieder vom Stampfen und Schreiten und vom herrlichsten Takt — in welchem die Afrikaner angeboren talentiert sind, so daß manches Klavier spielende Jungfräulein Europas hier in die Lehre gehen könnte. Wenn du aber meinst, daß hierbei viel gelacht und gejauchzt wird, so bist du in einem großen Irrtum befangen. Solcher Tanz ist eine ernste Angelegenheit, und Männer und Frauen, Jünglinge wie Mädchen verziehen keine Miene. Der Schweiß beginnt in Strömen an den schönfarbigen dunklen Körpern und Gliedern herabzufließen. Viele Atempausen sind nicht Sitte. Unterbrechungen sind selten, und auch dann geht das Ganze nicht sogleich in eine fröhliche Baulerei über, wie das etwa bei uns nach dem letzten Verklingen eines Walzers oder einer Quadrille natürlich erscheint. Auffallend ist in allem das noch ein bemerkenswerter Zug. Man spricht so oft von den häßlichen, erotischen, unsittlichen Tänzen der „Wilden“. Ich aber, der ich so lange und innig mit so vielen Völkern des inneren Afrikas bekannt war, kann vor allem das eine sagen: so etwas wäre dem Wesen dieser Menschen durchaus entgegengesetzt. Unendlich reich ist die Form der Tänze und Tanzbewegungen. An der inneren Natur der Bauerntänze ändert das aber nichts. Jedoch tritt eine deutliche Steigerung ein, wenn die feierliche Gelegenheit den Tanz zu einer religiösen Kulturhandlung vertieft. Dann werden die Vorschriften strenger. Dann nähert sich das Kleid der Tänzer dem schauspielmäßigen Ausputz der Maske. Das afrikanische Bauernvolk ist damit auf der Höhe der Entwicklung seines Tanzes angelangt.“

Naturwissenschaft

Die Mahlzeit des Delphins. Der bekannte dänische Walforscher Dr. J. Schmidt berichtete von einem weiblichen Delphin, der an der spanischen Küste im Mittelmeer erlegt und auf seinen Mageninhalt untersucht wurde. Man fand in ihm gut erhaltene Fischreste, vor allem Stöfische (sogen. „Gehörstfische“), von welchen nicht weniger als 15 191 Stück gezählt wurden. Der Delphin hat also mindestens 7596 Fische gefressen, da jeder Fisch zwei dieser „Gehörstfische“ besitzt. Die vorgefundenen Steine gehörten 5 Fischarten aus den Familien der Heringe, Makrelen und Makrelenzucht an. Meist werden Stöfische nicht häufig im Delphinmagen vorgefunden, daher ist der Schluß berechtigt, daß die 7596 Fische eine einzige Mahlzeit des Delphins darstellen!

Kulturgegeschichte

Die Herkunft der Gurke. Wie die Kürbisse und die Melonen, deren Früchte zu den Riesen des Pflanzenreichs gehören, stammt auch die Gurke aus Asien. All diese Früchte sind noch jetzt die Lieblinge der südlichen, besonders aber der östlichen Völker. Von Konstantinopel kam die Gurke zu den Slawen. Sie gehört noch heute zu den mit Vorliebe genossenen Nahrungsmitteln der Russen. Ohne Gurken kann der Groß- und Kleinnusse nicht leben; er verzehrt die in Salzwasser eingemachten Früchte den ganzen Winter. Von den Slawen kam die Gurke erst im 16. und 17. Jahrhundert zu den Deutschen. Der Ausdruck „saure Gurken“ war damals nur in dem zum Teil von slawischen Völkern bewohnten Teil Deutschlands üblich und ist erst in neuerer Zeit allgemein gebräuchlich geworden.

Vom Menschen

Warum wir lachen. „Die Natur des Lachens“ heißt ein Buch des englischen Psychologen J. G. Gregory, in dem er nicht nur die physiologische Natur des Gelächters, sondern auch den Wert des Lachens für das Menschenleben und seine feineren Formen in der Entwicklung des Witzes, der Komik und des Humors zu ergründen sucht. Nach seinen Darlegungen stellt jedes Gelächter in erster Linie eine Erleichterung dar, und das läßt sich am besten an der primitivsten Form des Lachens nachweisen, die dann auftritt, wenn man uns kitzelt. Das Lachen, das durch Kitzeln hervorgerufen wird, ist eine Reaktion der gekitzelten Person auf die Berührung, wie jede andere unwillkürliche Bewegung, die zum Schutze des Körpers ausgeführt wird. Das Lachen wird nicht durch irgendein Gefühl des Lächerlichen hervorgerufen, sondern durch die physiologischen Veränderungen, die aus der Erkenntnis herrühren, daß bei der Berührung keine Gefahr zu befürchten ist. Ueber den physiologischen Vorgang sagt Gregory: „Der Ansporn zu einer Handlung, mit der jede zum Lachen führende Erregung beginnt, vermehrt den Zucker im Blut. Dieser Zucker und die anderen damit verknüpften Absonderungen führen eine besondere Quelle der Energie herbei. Wenn dadurch eine Handlung ausgelöst wird, so wird diese vermehrte Menge von Energiestoffen verarbeitet. Da aber bei einer als lächerlich erscheinenden Situation keine Handlung erfolgt, so würden die Energiestoffe im Körper bleiben und unbenuzt überflüssig werden. Diese überflüssigen Stoffe würden den Körper belastigen. Um also die unnötigen Stoffe sofort wieder fortzuschaffen, tritt an die Stelle der Handlung durch den Körper eine Handlung im Körper, eben das Lachen, die die „Energiestoffe“ aufbraucht.“ Nach dieser Theorie ist also das Lachen zur Erhaltung unseres körperlichen Gleichgewichtes notwendig, und auch alle die zahllosen feineren Formen, die nicht durch Kitzeln ausgelöst werden, bezwecken letzten Endes eine Fortschaffung unnötiger Produkte.